Der 80. Geburtstag von Ebner-Eschenbach.

Aus Wien wird geschrieben:

Das massenhafte Einströmen der Frau in die literarische Thätigkeit bildet ein charakteristisches Merkmal der literarischen Entwickelung des 19. Jahrhunderts. Allein unter so vielen schreibenden Frauen ist es doch nur recht wenigen gelungen, in die vordersten Reihen vorzudringen. Da ist die George Eliot in England, die George Sand in Frankreich und in Deutschland die Droste-Hülshoff; von den Lebenden aber sind es nur zwei Frauen, die sich die höchsten literarischen Ehren errungen haben: die Schwedin Selma Lagerlöf und die Deutsch-Oesterreicherin Marie von Ebner-Eschenbach. Die Lagerlöf hat kürzlich ihren 50. Geburtstag gefeiert, Marie von Ebner-Eschenbach aber, gerade um ein Menschenalter älter, hat die Schwelle des Patriarchenalters überschritten und die ganze deutsche Kulturwelt, ja weit über sie hinaus noch ein großer Kreis von Freunden und Verehrern hat bei dieser Gelegenheit der verehrten Greisin ihre Huldigungen zu Füßen gelegt. Marie von Ebner-Eschenbach ist eine geborene Gräfin Dubsky und geboren auf dem mährischen Schlosse Zdisslawitz. Dort in Mähren leben trotz aller Hetzversuche der böhmischen Tschechen die tchechischen Mähren und die Deutschen noch immer in leidlicher Verträglichkeit nebeneinander, und auch die Ebner-Eschenbach kennt keinen Nationalitätenhader. Sie liebt ihre guten, alten, treuen, abergläubischen mährischen Dienstboten und Ammen, sie liebt die mährischen Sagen und Lieder, aber sie bekennt sich auch mit Begeisterung und Liebe zur deutschen Kultur und zur deutschen Bildung.

Um aber zu ihrem Lebenslaufe zurückzukehren, so hat die Ebner-Eschenbach in einem reizenden Büchlein selbst eine Schilderung ihrer Kinder- und Jugendjahre gegeben, die sie in der Stille des mährischen Grafenschlosses unter der wechselnden Obhut und Leitung von allerlei Gouvernanten, Französinnen, Lehrern und so weiter verlebt hat. Mit der Regelmäßigkeit und Gediegenheit der so gewonnenen Bildung sah es nicht zu glänzend aus, aber gedichtet hat die kleine, empfängliche und regsame Komtesse schon in frühen Jugendjahren — freilich nur, um von der Großmutter bedeutet zu werden, daß das unnütze Spielereien seien. Sie ließ aber von diesen Spielereien trotzdem nicht ab, und die Bekanntschaft mit Schiller's Werken Dichtung von da ab jahrzehntelang machte auf sie einen so durchschlagenden Eindruck, daß die dramatische das Ziel ihrer Sehnsucht blieb. Sie hat freilich als Dramatikerin kein Glück gehabt: Enttäuschung folgte auf Enttäuschung — selbst in den seltenen Fällen, wenn es ihr schließlich gelang, ein dramatisches Werk auf die Bretter zu bringen. Das Drama war nicht das Land, wo ihre Lorbeeren wachsen sollten, und es war ihr auch nicht beschieden, früh und leicht den Lorbeer zu erringen.

Achtehn Jahre alt heirathete sie (1848) ihren bedeutend älteren Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach, einen Militär, bei dem aber gelehrte Neigungen, besonders solche zur Naturwissenschaft, überwogen. Diese Heirath führte nicht nur zu einer glücklichen Ehe, sondern wurde auch für die geistige Entwickelung der Ebner-Eschenbach von entscheidender Bedeutung. Im nächsten Umgange mit ihrem Gatten gewann sie, deren Natur schon zur Klarheit und Ordnung drängte, eine Reife der Bildung, eine geistige Freiheit und Ueberlegenheit, wodurch sie, man darf wohl sagen, allen Frauen überlegen ist, die bisher sich literarisch bethätigt haben. Was dennoch alles, was sie geschrieben hat, keineswegs „Männerliteratur", von einer Frau abgefaßt, sondern echt weibliches Erzeugniß ist und bleibt, so ist es vor allem die für ihr geistiges Charakterbild entscheidende Eigenschaft der Güte, die hierin bestimmend wirkt. Eine grundlose, aus tiefem Quell fließende, unerschöpfliche reiche Güte, eine Güte, die alle Enttäuschungen verwindet, eine Güte gegen Mensch und Thier, Arm und Reich, Mann und Weib — man findet Derartiges nicht zum zweiten Male in der Literatur der Welt.

Erst auf dem Gebiete der Novelle und des Romanes sollte sie sich und ihren Ruhm finden. Sie war schon 45 Jahre alt, als sie die ersten Sachen dieser Art erscheinen ließ. Sie wurde todtgeschwiegen. Erst im Jahre 1880 begann der Bann zu weichen. Die Meisternovelle „Lotti, die Uhrmacherin" gewann ihr mit einem Schlage einen Freundeskreis und nun folgte Meisterstück auf Meisterstück. Gewisse frühere Unbehilflichkeiten und Naivitäten wurden soweit überwunden, daß die Ebner-Eschenbach sich zu einem der ersten Stilisten der modernen deutschen Literatur entwickeln konnte. Von dem Schauplatze ihrer Erzählungen haben wir schon gesprochen. Ihr gesellschaftlicher Schauplatz ist unbeschränkt. Sie führt uns in's Schloß, wie in die Dorfhütte, in's Bürgerhaus, zum Juden, zum Pfarrer, zum Schulmeister. Eine Fülle von Typen zeichnet sie mit den einfachsten, klarsten, reinsten Linien. Große Leidenschaften, insbesondere große Liebesleidenschaften, sind in ihren Erzählungen selten. Sie glaubt nicht so recht daran und glaubt vor allen Dingen nicht an ihren Segen. Ausnahmen erkennt sie an — aber es bleiben Ausnahmen. Die Gräfin in dem Romane „Unsühnbar" wird durch ihre Liebesleidenschaft zerbrochen, den vollen Werth der Ehe mit dem trefflichen Manne, der nur Achtung und Verständniß von ihr verlangt, lernt sie erst allmählich schätzen. Ehrlichkeit, Entsagungsfähigkeit, Duldsamkeit und das milde Feuer reiner Liebe: das sind die Eigenschaften, die sie am höchsten schätzt und denen sie am meisten zutraut. Das Stärkste ist ihr in ihrem Romane „Das Gemeindekind" gelungen, worin sie schildert, wie ein Paria der dörflichen Gesellschaft sich durch Bitterkeiten aller Art, durch Feindschaft, Verachtung, Bosheit und Haß zum tüchtigen Menschen durchringt. Man muß die Menschen lieben, aber manchmal machen sie es einem so schwer, daß uns vor ihnen graut — das ist das Leitmotiv dieses ausgezeichneten Romanes. Aber sie hat auch andere Saiten auf ihrer Leier. Schalkhaftigkeit, feine Satire und Humor sind ihr gegeben. Tiefe Liebe zur Natur klingt überall aus ihren Erzählungen hervor. Sonderbare Käuze und Originale finden in ihr einen verständnißreichen und wohlwollenden Anwalt. Und über all ihrem Schaffen liegt ein feines und geklärtes Menschen- und Frauenthum. Schließe ich mit einem kleinen Zweizeiler aus ihren Sprüchen, der einen tiefen Einblick in ihr Leben und Erleben eröffnet:

Zwei Dinge lerne im Leben ertragen
Das eigne Leid — der Anderen Klagen!

Der Spartopf.

Die Freunde Säuslein und Duckdich gingen mit ihren Familien gemeinsam in die Sommerfrische. Bei den zahlreichen Ausflügen, die man dort machte, faßten nun die beiden Männer in geheimer Zwiesprache den Plan, ihre winterlichen Stammtisch-Abende durch Gründung eines kleinen Fonds zu verschönern, zu dessen Anlegung sich die Ferienzeit am besten eignete. Denn in diesen Wochen konnte man leichter unbemerkt von den Frauen, die sonst ihren Männern sehr genau auf die Finger sahen, allerhand kleine Erübrigungen auf die Seite bringen. Die Idee wurde von den beiden mit großem und hinterlistigem Jubel aufgenommen und eifrigst durchgeführt. Säuslein als der kühnere besorgte die Ueberwachung des Schatzes, den er innen in einer geheimen Joppentasche bei sich trug und bis gegen Ende der Ferien glücklich vor den Augen seiner sehr scharfsichtigen Gattin verbarg.

Eines Abends wollte es nun der Zufall, daß ihm von dieser Joppe ein Knopf absprang. Die unvorsichtige Bereitwilligkeit, mit der er sich sofort daran machte, diesen Knopf selbst anzunähen, erregte das raschgeweckte Mißtrauen seiner Gattin. Sie nahm die Joppe in einer keinen Widerspruch duldenden Weise an sich, nähte den Flüchtling fest und unterzog das verdächtige Kleidungsstück dann einer genauen Revision, der Säuslein mit ängstlichen Augen folgte.

Plötzlich entdeckte sie den Schatz. Der Ueberführte war sprachlos vor Entsetzen, Furcht für die eigene Person und Blamage vor dem Freund. Den wahren Sachverhalt gestand er aber natürlich nicht, sondern nahm heldenmüthig alle Schuld auf sich allein.

Ein stürmischer Abend folgte, der mit der Konfiskation der geammten Summe und der Androhung weiterer empfindlicher Strafen und Besserungsmittel endete.

Mehrere Tage verbrachte Säuslein in einer sehr getheilten Gmüthsstimmung, da er nicht den Muth fand, sein Pech und den Verlust des Schatzes dem Freunde zu bekennen.

Plötzlich eines Morgens kam ein Riesenpostpacket für Frau Säuslein mit ihrer „Rache" und bei dem Nachmittagsausflug trug sie — zu großem Neid und Aerger der Freundin — triumphirend und mit lächelnden Seitenblicken auf ihren Mann einen ungeheuren neuen Hut.

„Du," frug Duckdich bei der ersten Gelegenheit gespannt, „wie kommt denn Deine Frau hier in der doch allein schon ziemlich kostspieligen Sommerfrische auch noch zu einem theuren neuen Hut von solchen Dimensionen? Meine Alte ist wüthend!"

„Ach, lieber Freund" — seufzte Säuslein und gestand ihm alles — „das ist unser Spartopf!"

„Um Gotteswillen," flüsterte Duckdich entsetzt, „wenn meine Auguste wüßte, daß noch dazu ich ganz erheblich dazu beigesteuert habe!"

Rücksichtsvoll.

A.: „Haben Sie gelesen, vor acht Tagen hat ein junges Mädchen der Montblanc erstiegen und dort auf dem Gipfel ein Lied gesungen."

B.: „Das ist doch noch rücksichtsvoll, andere Mädchen klettern nicht so hoch, wenn sie singen wollen."

Unter Backfischen.

Lilli (die auf Besuch kommt): „Du, — Ella — ich muß dir einen famosen Witz erzählen!"

Ella: „Ach, bitte, Mama, — geh doch mal auf ein paar Augenblicke hinaus!"

Joseph Kainz außerhalb der Bühne.

Die nachstehende Skizze des jüngst verstorbenen berühmten Schauspielers Joseph Kainz entnehmen wir einem Wiener Blatt:

Wenn Kainz dem Theater den Rücken gekehrt hatte, hatte er den Schauspieler drin gelassen; so leicht sah niemand seiner knabenhaften Gestalt den Künstlerberuf an, nur das Gesicht verrieth den Schauspieler. Und wenn man Kainz, der auf der Bühne einer der größten Meister der Sprache war, ohne ihn zu kennen, reden hörte, konnte man an dem Urtheil, das man nach seinem Gesicht gefällt hatte, wieder irre werden: war das die Sprache der Bühne? Kainz liebte es nämlich, in zwanglosem Gespräch im Freundeskreise den Dialekt Berlins oder Wiens leise anzuschlagen. Auch sonst gab es vieles in Kainz' Leben, was bei einem Schauspieler zum wenigsten nicht alltäglich war: nach der herrlichen Bibliothek, die er besaß, hätte man ihn vielleicht für einen Gelehrten halten können; er arbeitete eifrig wie ein Photograph mit Platten und Kamera, er zog, mit der Botanisirtrommel bewaffnet, hinaus, um Pflanzen zu sammeln, außerdem arbeitete er eifrig an guten Uebersetzungen Byron'scher Gedichte. Im Gespräch trat seine vielseitige Bildung deutlich, jedoch unaufdringlich hervor. Jedes Gesprächsthema war ihm recht und noch in der letzten Zeit, als er mit seinem bleichen Duldergesicht zwischen den Kissen seines Krankenlagers lag, die unvermeidliche Cigarrette zwischen den Lippen, unterhielt er sich lebhaft und angeregt über mancherlei Gegenstände mit den vielen Besuchern, die sich theilnehmend nach ihm erkundigten und ihm während seiner Leidenszeit Gesellschaft leisteten. Sein umfassendes Wissen verdankte Kainz zum großen Theile sich selbst; er hatte sich nicht mit den Kenntnissen von der Schulbank her begnügt, sondern sich systematisch nach einem bestimmten Stundenplan viele Jahre hindurch in den meisten Wissenschaften weitergebildet und besonders gründliche Forschungen angestellt, um das Milieu eines Stückes kennen zu lernen, in dem er eine neue Rolle schaffen sollte. Kainz gehörte zu den Schauspielern, die im Anfang ihrer Laufbahn „talentlos" sind. Man hatte ihn nämlich — es war in Kassel — eine Rolle spielen lassen, die er nicht ausfüllen konnte, den Fürsten in „Dorf und Stadt", die einen ausgepichten, schneidigen Theaterbonvivant erfordert. Ueber dieses Urtheil der Kritik war Kainz völlig niedergeschmettert, aber abschrecken ließ er sich dadurch nicht, und ebenso mußte er sich in Leipzig regelmäßig auspfeifen lassen. Aber auch dieser neue Mißerfolg hinderte ihn nicht, das vorgesteckte Ziel im Augen zu behalten, das er dann auch in wenigen Jahren erreichen sollte. Kainz wurde bald zu einem Stern erster Größe; trotzdem aber erkannte er andere neidlos neben sich an. Seiner Dankbarkeit gegen Baumeister, durch den er mittelbar an's Hoftheater gelangt ist, hat er oft Ausdruck verliehen, und wie er mit Baumeister bekannt wurde und an's Burgtheater gelangte, hat er selbst folgendermaßen erzählt: „Ich war am Deutschen Theater in Berlin engagirt, als ich mit Baumeister zum erstenmal zusammentraf. Es war in Venedig. Wir tranken natürlich miteinander und dann führte er mich in die Posta Vecchia, das historische Shylock-Haus. Eine uralte Kneipe, die mich ungemein interessirte. Wir trafen uns dann alljährlich in Venedig und verlebten dort sonnige, heitere Tage. Da starb Mitterwurzer, und es war die Rede davon, daß ich sein Nachfolger werden sollte. Aber — ich weiß das alles nur vom Hörensagen — man wollte nicht recht. Als man das Baumeister erzählte, sagte er in seiner kurzen Art nichts als: „So!" In dem nur ihm eigenen Ton. Und nahm Rock und Hut und ging. Zu wem, weiß ich heute noch nicht. Aber der Besuch hatte zur Folge, daß ich an's Burgtheater engagirt wurde. Ich dankte Baumeister später dafür." Auch die Worte, die Kainz seinem verstorbenen Kollegen Sonnenthal gewidmet hat, sind ein beredtes Zeugniß dafür, mit welcher Offenherzigkeit er andere neben sich anerkannte: „Wenn du unter uns tratest", so äußerte er sich damals, „do legten sich die Wogen der Eitelkeit und der Selbstherrlichkeiten. Wir beugten uns innerlich still vor deiner stillen, freundlichen, vornehmen Macht. Nich ein Cäsar trat unter seine Schüler, nein, mit Bewunderung und Liebe sahen wir zu dir empor, und mit unvergänglicher Liebe und Bewunderung werden wir dein gedenken und dich jenen schildern, die der Strahl deiner Sonne nicht unmittelbar gewärmt und befruchtet hat, wie uns, die wir lernen und wirken durften in einem Zeitalter der Schauspielkunst, dem du deinen Namen aufgedrückt hast. Adolf Sonnenthal, für immer." „Man zerbricht sich die Köpfe darüber", erzählte Kainz, „was ich im nächsten Jahre thun werde? Ich muß da immer an den Witz des Studenten denken, der auf die Frage des Schneiders, wann denn endlich die Rechnung bezahlt werden würde, nur die lakonische Gegenfrage hatte: Bin ich ein Prophet? Ich weiß selber heute nicht, was ich im nächsten Jahre thun werde. Das weiß überhaupt kein Mensch!" Einer Tag in seinem Leben war Kainz einmal Theaterdirektor. Die Geschichte ist schon länger als zwei Jahrzehnte her und spielt in Kopenhagen an Dagmar-Theater, wo Direktor van Hell mit einer deutschen Schauspielertruppe Gastvorstellungen gab. Das Geschäft ging schlecht, sehr schlecht und schließlich war der regelmäßige Besucher des Hauses der Gerichtsvollzieher, der unerbittlich auch die magersten Einnahmen pfändete. Da plötzlich lächelte dem verzweifelten Direktor das Glück; der alte König Christian, der Kainz als Don Carlos sehen wollte, sagte sein Erscheinen an. Der Andrang des Publikums war groß. Van Hell sah schon im Geiste, wie der Gerichtsvollzieher, pünktlich wie die Sonne, antreten und die volle Kasse pfänden würde. Aber er fand einen Ausweg: Er übertrug feierlich die Direktion seinem ersten Helden: Joseph Kainz. Joseph Kainz, der neugebackene Direktor, setzte sich neben die Kasse, und als der Gerichtsvollzieher wirklich erschien, rief er ihm ein gebieterisches Halt entgegen und erklärte im Wiener Dialekt, er habe wohl die Direktion, nicht aber die Verpflichtungen seines Vorgängers übernommen, und so mußte der dänische Gerichtsvollzieher mit leeren Händen abziehen. Diese Geschichte hat noch einen zweiten ebenfalls heiteren Theil. Das Intermezzo mit dem Gerichtsvollzieher hatte nämlich Kainz sehr aufgehalten; als man nun von der Bühne nach ihm schickte, eilte er, so sehr er konnte, und hatte dabei das Mißgeschick, dem König, jedoch ohne es zu merken, auf den Fuß zu treten. Am Schlusse der Vorstellung ließ der König Kainz in seine Loge bitten, drückte ihm seine Bewunderung über sein Spiel aus, fügte aber hinzu „den stärksten Eindruck auf mich hat freilich ihr erster Auftritt gemacht." Noch eine andere Anekdote von Josepf Kainz sei zum Schluß erzählt. Kainz spielte den Don Carlos, Ferdinand Gregori den Marquis. Es lag Kainz daran, die langen Reden des Marquis Posa gekürzt zu sehen, aber Gregorie behielt gewissenhaft den Text wortwörtlich bei, und verstand sich kaum dazu, ein schnelleres Tempo zu wählen. So beschloß Kainz, auf eigene Faust eine Kürzung vorzunehmen. Er gab dem Soldaten, der hinter der Szene den Schuß auf Posa abzufeuern hatte, ein Zehn-Kronen-Stück mit der Weisung, auf ein gegebenes Zeichen loszudrücken. Lange bevor Posa mit seinen langen Auseinandersetzungen zu Ende war, gab er das Zeichen, der betroffene Marquis vergaß vor Verblüffung seine Frage: „Wem galt das?" aber Don Carlos war so liebenswürdig, ihm mitzutheilen: „Ich glaube, das galt dir!" und schnitt damit dem Marquis die Rede und den Lebensfaden ab. Seinen Wunsch, die Vorstellung abzukürzen, hat er doch durchgesetzt.

Liebesdrama in Berlin.

Die Tragödie eines jungen Liebespaares hat kürzlich im Norden Berlins Aufsehen erregt. Die fünfzehnjährige Arbeiterin Martha Puls und ihr Geliebter, der achtzehn Jahre alte Arbeiter Hermann Giese, die beide im Hause Pankstraße 86 wohnten, öffneten sich die Pulsadern. Giese erhängte sich sodann auf dem Boden des Hauses. Das junge Mädchen ist schwer verletzt und befindet sich in ärztlicher Behandlung. Liebeskummer war die Veranlassung zu der Tragödie, über die wir folgende Einzelheiten erfahren:

Zwischen den beiden jungen Leuten hatte seit längerer Zeit ein Liebesverhältniß bestanden. Obwohl beide noch in sehr jugendlichem Alter standen, wollten sie doch heirathen, sobald die Puls das 16. Lebensjahr erreicht hatte. Die beiderseitigen Eltern wollten indessen hiervon nichts wissen und verboten ihren Kindern die Fortsetzung des Liebesverhältnisses. Alle Warnungen und Drohungen jedoch halfen nichts. Die jungen Leute ließen nicht von einander, und da von den Eltern keine Aenderung ihrer Anschauungen zu erwarten war, beschlossen sie, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Vor einiger Zeit verschwand das Liebespärchen plötzlich. Vorher hatten sie zu Bekannten geäußert, sie würden in den Tod gehen, da ihnen so große Hindernisse in den Weg gelegt würden. Dann kehrten sie zurück. Ohne daß die Angehörigen etwas bemerkten, schlichen sie sich in die elterliche Wohnung des Giese. Hier nahmen sie ein scharfes Küchenmesser und schnitten sich die Pulsadern der rechten Hand auf. Giese erkannte, daß durch die Verletzung, die er sich beigebracht hatte, der Tod nicht eintreten würde, deshalb eilte er nach dem Boden hinauf und erhängte sich dort an einem Wäschehaken. Seine Braut hate inzwischen durch den starken Blutverlust das Bewußtsein verloren. Als die Eltern des Giese die Küche betraten, fanden sie das Mädchen auf dem Boden liegend. Aerztliche Hilfe war sofort zur Stelle, und es gelang, die Puls wieder ins Leben zurückzurufen. Man hofft, das junge Mädchen am Leben zu erhalten.

Was ist die Taufe?

Eine Abonnentin der „Täglichen Rundschau" berichtet aus ihrer Thätigkeit an einer Groß-Berliner Volksschule: Die Kinder aus der untersten Klasse einer hiesigen Volksschule lesen in der Fibel das Wort „taufen" und werden von der Lehrerin gefragt, was sie sich darunter vorstellen. Ein kleiner Schüler meldet sich sehr wichtig und giebt zur Antwort: „Da bringt man die kleinen Kinder an'n Sonntag in de Kirche zu'n Pastor. Der thut een bisten Wasser an'n Kopp und denn kriecht man een Zettel."

Die Tausendjahrfeier auf den Ruinen Cluny's.

Am 11. September 910 gründete Wilhlem von Aquitanien die berühmte Abtei, die, jahrehundertelang mit der französischen Kultur und Geschichte verwachsen, bei der Revolution in Schutt und Asche aufging. Und in diesen Tagen begingen auf der Ruinenstätte Vertreter der gelehrten Körperschaften Frankreichs neben den Organen der Kirche die Tausendjahrfeier des großen Benedittinerhauses, das so lange in der Welt gestrahlt hat. Es kam zur rechten Zeit. Vor tausend Jahren bot Europa ein trübes Bild. Allenthalben Verwirrung und Zersetzung im weltlichen wie im geistigen Leben. In Frankreich geht die Karolingische Dynastie zur Neige, im Reich finden sich keine regierungsfähigen Herrscher, Italien ist von Parteiungen zerrissen, den Launen einer Marozia und einem achtzehnjährigen Papst preisgegeben, Spanien in der Gewalt der Mauren. Hart lastet das Feudalwesen auf dem Volke, abenteuerliche Vorstellungen vom Ende der Welt bilden seine geistige Nahrung, während ihm die leibliche in der allgemeinen Verwüstung und Verwilderung nur tümmerlich zufließt. Gerade hat im Juni 900 das Konzil von Soissons die Ohnmacht der Kirche zugestanden, die der allgemeinen Auflösung nicht entgangen war. Da beruft der Aquitanier den Abt Bernon vom Baume und Gigny und schenkt ihm ein kleines Gut am Grosnefluß, um ein Kloster nach den Regeln des heiligen Benedikts zu Ehren der Heiligen Peter und Paul zu errichten. Bernon stirbt, bevor er die Aufgabe erfüllen kann; sein Nachfolger Odon, ein Enkel Karls des Frommen, bereitet die Grundlagen für die Macht des Hauses, dem der König von Frankreich Münzrechte und Papst Johann XI. (932) die Unabhängigkeit von jeglichem weltlichen und geistlichen Oberlichen Gewalt zur Seite. Seine Aebte reisen häufig nach Rom und stehen dem Pontifex mit klugem Rathe bei. Hundert Jahre nach der Gründung der Abtei steht in den kalten Januartagen 1007 der Abt Hugo dem tiaragesckmückten Zimmermannssohn Hildebrand in Canossa bei der Demüthigung Heinrichs IV. zur Seite. — Da wurde nun in diesen Tagen in den Reden und Artikeln zur Gedenkfeier von Cluny erwähnt, dieser Papst sei aus der Abtei hervorgegangen. Dem widersprach Herr Baudrillart, ehemaliger Student der staatlichen „Normalschule": Gregor VII. sei ein römischer Mönch gewesen, vielleicht habe er Cluny besucht, allein die Aufzeichnungen darüber gestatteten durchaus kein abschließendes Urtheil. — Um diese Zeit ist diese Abtei schon auf der Höhe ihrer Macht. Sie schenkt der Kirche die Päpste Urban II., Paskal II. und Kalixtus II. Sie durchdringt die Kirche mit ihrer hierarchischen Lehre, fördert die Kreuzzüge und trägt zur Reform des Ordenswesens das Wesentliche bei, während von ihr aus ein Haus des Ordens nach dem andern gegründet wird nicht nur in Frankreich, sondern bis nach Polen und Spanien. Nicht weniger einflußreich wird Cluny im kulturellen Leben. Der romanische Stil findet in seiner eigenen Basilika eine besondere Entfaltung. Von der dekorativen Malerei, die dort getrieben wurde, zeugt noch die Kapelle von Berze-la-Ville; die Bibliotheken haben noch einen Theil der prächtig geschmückten Handschriften, die aus Cluny hervorgingen; Cluny hatte seine Chronisten, in erster Linie Raoul Gabler, und in seinen Mauern zeigten sich die ersten Anfänge einer französischen Literatur. Kurzum, das große Kloster kam richtig zu seiner Zeit. Wie der Akademiker Imbart de la Tour in einer Festrede hervorhob thaten sich die Cluniazenser durch landwirthschaftliche und soziale Leistungen hervor. Bei ihnen fanden die Kleinen Schutz gegen Raubritterthum und Ausbeutung, ihnen verdankt Burgund und Bordeaux seine Weinkultur. Und wie alles hatte auch Cluny seine Zeit. Im 13. Jahrhundert lag sein Kulturwerk schon zum großen Theil hinter ihm. Vom französischen Standpunkt war der Wandel, den es in seinen Beziehungen zum Papstthum vollzog, preiswerth. Eine nationale That war schon sein Eintreten für den Gottesfrieden gewesen, eine andere war seine Parteinahme für Johann den Guten gegen Eduard III. von England, für Ludwig XI., gegen Karl den Kühnen von Burgund. Dem Papstthum widerstand es an der Seite Philipps des Schönen gegen Bonifac VIII., in dem Streite zwischen der Theokratie und dem Staat pflichtete es dem Königthum bei, das hier auch das Interesse Frankreichs vertrat. „Man begreift", erklärt Imbart de la Tour, „daß Amboise, daß ein Richelieu unter seine Leiter gezählt werden wollten. Es war eine schöne Feier, die auf den Ruinen Cluny's stattfand, äußerlich bescheiden, dafür um so werthvoller in geistvollen Ansprachen, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus Wirksamkeit und Bedeutung des berühmten Klosters beleuchteten.

Gleichmüthig.

Sonntagsreiter (seinem Gaul nachrufend, der ihn auf dem Heimweg abgeworfen hat): „Nur immer zu; ich finde mich auch allein zurecht!"

Autler: „Heute bin ich direkt in das Schaufenster eines Juweliers hineingeflogen; steh mal her!"

Frau (indem sie näher tritt, enttäuscht): „Ach, die Wunde willst du mir zeigen.... ich dachte, du hättest mir einen Brillantschmuck mitgebracht!"

Rittmeister (als bei der Schwadron den Remonten Namen gegeben werden): „Nun, Wachtmeister, wie wollen wir wohl das nervöse Ding heißen?"

„Wollen wir es nicht der Frau Rittmeister zu Ehren „Helene" nennen?"

Der Käufer: Pa .. pa .. pa .. perl .. ta .. ta .. ta .. tannin .. Du .. auch .. sch .. sch .. schön .. schpre .. schre .. schprechen?"

Der Papagei: „Wenn ich nicht besser sprechen könnte wie Du, hätte man mir schon längst den Kragen umgedreht."

Druckfehler.

(Aus einer Novelle.)

.... Da die Gräfin das Gut nach dem Tode ihres Gemahls in Anbetracht der darauf haftenden Schulden nicht mehr halten konnte, sah sie sich genöthigt, es mit dem ganzen todten und lebenden Inventar zu versaufen.

*

Ein Komiker belästigte die Gesellschaft durch seine Vorträge.

*

Der Backfisch von damals war zu einer statthlichen jungen Dame aufgeblüht.

*

(Aus einem Festbericht.)

.... Ganz besonderes Aufsehen erregten bei der festlichen Auffahrt die grünlackirten und reichvergoldeten Waden der Gräfinnen Sidonie und Melanie von Benckendorf.

*

Der kranke Mann wäre verloren gewesen, wenn sich nicht seine ehemalige Verlobte in das brennende Haus gestürzt und ihn gerettet hätte; wie durch ein Wunder blieb sie von den Flammen unversehrt. Wie herrlich bewahrheitete sich da das Sprichwort: „Alte Liebe röstet nicht!"

Faule Fische.

Onkel (zu seinem Jura studirenden Neffen): „Wegen fünfzig Mark hast Du Dich von Deinem Schneider verklagen lassen?"

„Ach, liebster Onkel, ich wollte ja nur das Klageverfahren einmal praktisch kennen lernen!"

Bittere Bestätigung.

Arzt: Ihre Frau scheint sich nach dem Stärkungsmittel, das ich ihr verschrieben habe, wirklich schon kräftiger zu fühlen.

Hausherr (Pantoffelheld): Ach ja, — ich hab' es auch schon zu fühlen bekommen.

Vom Kasernenhofe.

Wachtmeister: Lehmann II, an Ihnen merkt man so recht, daß die Wiege des Menschengeschlechts in Asien gestanden hat, Sie Afinus!"

Werthlos.

Tochter: „Er hat mir sogar seinen Arm angeboten!"

Mutter: „Das hat erst Werth, wenn er Deine Hand verlangt hat!"

Nach und nach.

„Mutter, Mutter, der Ball ist in den Teich geflogen!"

„Und deshalb regst Du Dich so auf?"

„Ja, die Else hat ihren Sonnenschirm genommen, um ihn herauszufischen, und da ist der auch hineingefallen!"

„Den werden wir ebenfalls wiederkriegen!"

„Das haben wir schon versucht; dabei ist aber die Else auch in den Teich geplumpst: Komm' schnell, sonst ertrinkt sie!"